



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

**SIMON
STRAUSS**

TROPEN

**RÖMISCHE
TAGE**

Tropen

www.tropen.de

© 2019 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Zero-Media.net, München

unter Verwendung eines Fotos von © (Sala Age) Fionline

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-50436-1

ANKUNFT IN ROM. Am ersten Juli. Zweihunderteinunddreißig Jahre und acht Monate nach Goethe. Im verspäteten Flieger spielte die Klimaanlage verrückt, über den Alpen zitterten alle und zogen sich die T-Shirts übereinander an. Zumindest eine Ahnung von Beschwerlichkeit also, nicht zu vergleichen mit dem, was der Weg hierher einst bedeutet haben muss. Wie viel gefroren und gelitten wurde auf den Pilgerreisen früher. Gestorben auch auf den engen Bergpässen ohne Kletterseil. Manche blieben schon nach wenigen Tagen erschöpft im Schnee sitzen und hielten ihre eisigen Zehen ins Feuer.

Romfahrer denken an Romfahrer. Sonst würden sie sich gar nicht erst aufmachen. Und dann? Dann setzen sie darauf, dass sich auch ihr Geist durch den Aufenthalt reinigt und neu bestimmt, dass er von Schönheit gestreift, wiederbelebt, zumindest durchgelüftet wird. Rom als Heilanstalt – der Traum hält sich. Geht durch die Jahrhunderte. Genauso wie das harsche Erwachen aus ihm: Warteschlangen am Taxistand, stinkendes Chlorwasser im Bernini-Brunnen, Einsamkeit bei Pizza und Plastikflasche.

Ich sitze in einem Restaurant über der Piazza Navona und mache das nach, was schon so viele vor mir gemacht haben: In Rom sein und hoffen, dass jemand es merkt. Sich vorstellen, dass der Aufenthalt wichtig wird. Vor mir liegt die Kuppel von Sant'Agnese, Möwen sind vom Meer herübergeflogen und sitzen über den schwitzenden Menschen auf den Dächern, schlagen mit den Flügeln und kühlen sich an der Luft, die durch die schlecht verklebte Dachpappe dringt.

Kein Tag im vergangenen Jahr, an dem ich alleine war. Immer in Begleitung, ständig außer Haus gewesen. Abends aus fremden Fenstern geschaut, morgens beim Frühstück die falschen Menschen getroffen. Ich bin geflohen nach Rom. Um die Gegenwart abzuschütteln, das Schnipsen im Ohr loszuwerden: Mach das, zeig her, geh hin. Ich kreise und kreise und flattere dabei. Es ist noch etwas anderes: Seit ein paar Wochen schmerzt mich das Herz. Es ist kein innerer, sondern ein äußerer Herzschmerz, wie der Kardiologe gesagt hat, rührt also von der Entzündung eines Muskels oder einer Sehne her, aber es sticht und fühlt sich echt an. Geredet habe ich darüber selten. Wenn man aufs Herz zu sprechen kommt, nur in die Richtung zeigt, schauen die Menschen gleich so betrübt. Nichts mehr zu machen, denken sie mit heimlicher Erleichterung darüber, dass es sie nicht selbst getroffen hat. Mein Rhythmus stimmt nicht mehr, durch das Stechen setzt das Herz manchmal aus, fängt dann wie aus dem Nichts wieder an zu schlagen und beschleunigt, als müsste es die versäumten Schläge nachholen.

Mit der Plastikflasche in der Hand stelle ich mich an die Brüstung. An meinen Tisch setzen sich gleich die Nächsten, schlagen die Karte auf, senken den Kopf und strecken die Zeigefinger. Vor mir die Piazza Navona. Hunderttausende drängen sich die Treppen hinauf zur Tribüne, schwitzen, gaffen, grölen. Gleich tritt Domitian aus seiner Loge, der einsame Kaiser, den sein Haarfall so plagte, dass er ein Buch über die richtige Haarpflege schrieb. Das hier ist sein Stadion, er hat es bauen lassen, nach griechischem Vorbild. Sollen die anderen ihn doch verrückt nennen, hier findet er Ruhe. Wenn unten die Pferdewagen aufeinanderkrachen, schließt er die Augen und genießt seine Macht.

Jetzt sitzen da unten die Kellner müde in der Sonne und versuchen, Passanten durch ein Schnalzen in ihre Restaurants zu locken. Die meisten von ihnen sind schon abgebrüht, halten es für besonders geschickt, so wenig wie nötig zu arbeiten, ganz wie die römischen Müllmänner, über die in der Zeitung steht, dass sie nachts ihre eigenen Abfuhrwagen anzünden – je weniger Fahrzeuge, desto weniger Arbeit. Einer von den Kellnern ist noch nicht so weit. Er sucht noch ernsthaft nach neuen Gästen. Seit einer Weile beobachtet er eine junge Frau, die auf einer Bank vor dem Mohrenbrunnen sitzt und eine dünne Zigarette raucht. Ihr weißes Kleid flattert im Mittagswind, die Sonnenbrille ist auf dem Nasenbein weit hinuntergerutscht. Als sie sich die zweite Zigarette zwischen die Lippen schiebt, stürmt der junge Kellner auf sie zu, spricht sie scherzend an, wirbt, gestikuliert, ein bisschen zu wild vielleicht, wie aus einem

Lehrbuch des italienischen Umgangs, setzt sich zu ihr, berührt beim Erzählen wie aus Versehen ihr Knie, legt den Kopf schief. Sie will nicht aufstehen, scheint ihn zu mögen. Die Beine übereinandergeschlagen, lässt sie den rechten Fuß aus der Sandale gleiten, damit er ahnt, was er verpasst. Ein paarmal noch sieht es so aus, als würde er sie um ihre Nummer bitten, sie von einem Wiedersehen überzeugen können, dann steht er enttäuscht auf, stößt Schleim aus dem linken Nasenloch und setzt sich zurück zu den anderen.

Ich wohne in der Via del Corso. Ein Zimmer schräg gegenüber von der Casa di Goethe, Goethes Haus. Im Hochsommer fahren die Römer ans Meer und vermieten ihre Wohnungen, weil es zu heiß ist in der Stadt. Ein Bekannter hat mir einen Hinweis gegeben, also bin ich hier, für zwei Monate. Ich stehe am kleinen Fenster und stelle mir vor, wie Goethe sich drüben nach einem langen Tag die Füße gewaschen hat, wie er sein Bettzeug aufschüttelte und am Tisch ein paar Zeilen schrieb. Ich bin kein Kenner, die *Italienische Reise* habe ich erst vor ein paar Tagen zu lesen begonnen. Zu Freunden habe ich gesagt: »wieder zu lesen«, aber das stimmt nicht, ich lese das Buch zum ersten Mal.

Vielleicht kann mir das Zimmer hier helfen. Sein ruhiges Rauschen, das Knacken der Rohre, die Stimmen draußen, später am Tag. Wenn Gruppen kommen, hört man es immer sofort: Erst wird das Geraune lauter, dann plötzlich Stille und eine Stimme durchs Megafon. Leichte Erklärungen, Antworten auf Fragen, die

keiner stellt. Wann, wo, aber nie: warum. Man könnte ihnen alles zeigen, alles sagen, aber ihre Hände blieben doch immer lässig in den Hosentaschen. Und trotzdem: Insgeheim träume ich noch immer von jener Busfahrt unter freiem Himmel durch die fremde Stadt, als Kind, ich wollte nie laufen. Der Fahrer erzählte Tierwitze, und um mich herum nahmen die Gäste die Kopfhörer ab. Aber ich hörte weiter, ließ mich fahren. Nie fühlte ich mich sicherer.

Jetzt, hier, am frühen Morgen, läuten die Glocken. Nach dem Aufstehen solle ich mich gleich an die Türklinke stellen, hat der Arzt gesagt, mit dem Gummiband Übungen machen, Zug um Zug den Herzmuskel dehnen. Er hat mir einen Zettel mit Piktogrammen mitgegeben, der mir Mut machen soll. Aber ich lasse ihn im Koffer und setze mich auf den Balkon. Die Palme vom Hof hat ihre Wedel zum Ausruhen auf die Brüstung gelegt, noch scheint niemand auf zu sein. Im ersten Stock ist ein Hotel, über mir wohnt ein gefragter Architekt, aus dem Hof strömt süßlicher Seifenduft. Eine Kosmetikkette ist ins Erdgeschoss gezogen und stört die Andacht. Dicke Seifenblasen stehen starr in der Luft und zerplatzen an der alten Mauer, brechen die Aura, behaupten, Vorzeichen zu sein.

Nichts scheint uns Modernen moderner als die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Das Zusammenspiel von Alt und Neu. Und doch treibt mich die Frage: In welche Zeit gehöre ich? Welche Zeiten leben in mir? Oft fühle ich mich wie ein Befallener, zerfressen von vergangenen Idealen, getrieben von unbefriedigtem

Ehrgeiz. Wer zu spät auf die Welt gekommen ist, wird seine Zeit nie finden, sagt man.

Über die Palmenblätter laufen die Ameisen auf das Fensterbrett und in die Küche. Bis zum Brotkorb haben sie eine Kette gebildet und reichen sich mit ihren Zangen vorsichtig die Krumen weiter. Wer etwas fallen lässt, wird von den Nachbarn sofort zur Königin eskortiert und muss auf dem Rücken liegend ein letztes Gebet sprechen.

Meine Sprachlehrerin heißt Francesca. Sie hat lockiges Haar und jeden Tag ein anderes Kleid an. Fröhlich muss sie zwei Stunden mit dem verspäteten Regionalzug in die Stadt fahren, aber schlecht gelaunt ist sie nie. Wenn ich zum dritten Mal eine Präposition falsch betone, schlägt sie mir lachend mit dem zusammenge-rollten Übungsheft auf den Kopf. Sie ist so alt wie ich. Sie könnte meine Freundin sein. Sogar meine Frau. Wir könnten ein Kind bekommen. Ich ziehe zu ihr, in die Vorstadt, gehe mit dem Vater ins Fußballstadion, schiebe ihrem Neffen das Fahrrad hinterher. Abends sitzen wir in ihrem Zimmer auf dem Bett und werfen mit Kissen, während unten vor der schlafenden Großmutter der Fernseher läuft. Wir planen den Urlaub, duschen die Kinder, bauen ein Haus auf dem Berg und streiten über den Staub hinter der Waschmaschine. Die Tage vergehen, und die Zweifel kommen. Kleine Sprünge zur Seite erst und dann der große Bruch. Die meisten sprechen vom Leben, als wäre das alles so einfach. Als gäbe es keine anderen Möglichkeiten, als

würden wir das Entscheidende schon sehen. So ist es nicht. So war es nie. So wird es immer bleiben.

Im Palazzo Altemps, auf dem Ludovisischen Thron, ist Aphrodites Geburt aus dem Meeresschaum dargestellt. Zarte Damenhände heben sie aus dem Wasser, Schleier wehen, Füße treten vorsichtig auf den Boden. Rechts hält eine Flötenspielerin Wache, schützt die Geburt. Ihren linken Fuß hat sie leicht nach außen gestellt wie zum Plié, so dass man ihre Zehen bewundern und – Rationalist, der man ist – auch nachzählen kann. Sechs kleine Zehen wölben sich aus dem hellen Stein und zeigen an, dass es hier um Höheres geht.

Den Innenhof des Palazzo bewacht Marco. Stolz zeigt er seinen Dienstaussweis. Er hat schlechte Zähne, aber ein helles Leinenjackett und einen festen Händedruck. Jeden Tag steht er hier im Hof, je nach Sonnenstand und Schatten in einer anderen Ecke, und gibt acht darauf, dass die Besucher kein blitzendes Licht benutzen. Hinter ihm steht ein junger Athlet in Stein, seine schöne Hüfte will Marco nicht den falschen Blicken ausliefern. Die beiden haben eine Abmachung: Nur junge Frauen mit Leberfleck an der Wange dürfen ihn fotografieren, alle anderen müssen auf Abstand gehalten werden. Und so mustert Marco jeden, der seinen Innenhof betritt, mit großer Genauigkeit.

Als ich von der Sonne geblendet ins Freie trete, sehe ich auf der gegenüberliegenden Seite den Saum eines weißen Kleides im Ausgang verschwinden. Es könnte das vom Vortag sein, von der Schönen am Mohrenbrun-

nen. Ein Rest Zigarettenasche weht im Wind und legt sich behutsam vor meine linke Fußspitze. Ich will ihr nachlaufen, beuge den Rücken nach hinten und falte die Hände dabei. Dann zieht eine Wolke vor die Sonne, und ich spüre mein Herz zu schnell schlagen. Ich halte inne und messe den Puls. Marco beobachtet mich skeptisch, unter seinem Blick nehme ich Haltung an, verwandelt sich mein langsamer Gang über den Hof zum Auftritt auf einer Bühne. Weder drinnen noch draußen fühle ich mich in diesem Innenhof, der ja eigentlich nichts anderes ist als ein Durchgangsraum, eine Passage.

Mein Blick geht nach oben, will die Fassade fassen, sehen, wer womöglich gerade auf die Terrasse tritt, die Hände auf die Balustrade legt, den Kopf zur Sonne streckt und die *Fidelio*-Arie summt: »O welche Lust in freier Luft, den Atem leicht zu heben«. Die Augen streben nach oben, die Ohren zieht es herab. Hin zum Brunnenbecken. Von früh bis spät spielen Wasser und Luft da Fangen, sprudelt es aus unterirdischen Quellen. Es gibt für unseren kurzen Aufenthalt auf Erden eigentlich kein besseres Hintergrundgeräusch als dieses Plätschern, diese Ahnung von Meeresstille und glücklicher Fahrt.

Ich setze mich an den Brunnenrand und schaufle mir Wasser in die schwitzenden Achseln. Marco sitzt gegenüber im Schatten, dreht an einem knisternden Radio. Lächelt. Wir tauschen noch einmal Blicke. Wer ist er? Ein Mann ohne Absichten, mit einer Tochter, die im Ausland studiert? Oder ein ehemaliger Koch, den man aus seinem Restaurant geschmissen hat, weil

er betrunken Zucker und Salz vertauschte? Vielleicht aber auch ein Bildhauer, ein Künstler, der die Nähe der Klassiker sucht, um abends dann in seinem Atelier Gegenmodelle zu entwerfen. Welche Bedeutung hat das eigene Tun schon für die Gegenwart? Viel wichtiger ist ja, wie man von der Zukunft erinnert wird. Und an Marco werde ich mich erinnern. Wie er im Schatten sitzt, mit seinem Leinenjackett. Das Radio zwischen den Beinen, mit schlechtem Empfang.

Am Abend bin ich mit einem deutschen General im Ruhestand verabredet, der seit den neunziger Jahren in Rom wohnt. Seine Wohnung geht direkt auf den Vatikan, und wenn man im Stehen pinkelt, kann man vom Toilettenfenster aus direkt auf den Petersdom sehen. Achtzig ist er geworden im letzten Jahr, und je älter er wird, desto genauer erinnert er sich an seine Kindheit. Das Restaurant, in das wir gehen, gehört einer braun-gebrannten ehemaligen Springreiterin, die Nero für den größten Römer aller Zeiten hält. »Alle Italiener sind im Grunde Faschisten«, sagt sie und schwärmt vom Duce, der mit den Problemen des Landes schnell fertig geworden wäre. Ein Mann mit einer Gitarre tritt an den Tisch, aber anstatt zu spielen, hält er mit geschlossenen Augen ein kleines Schild hoch: *Ich spiele nicht, um Sie nicht zu belästigen. Über eine kleine Entschädigung würde ich mich freuen.*

»Hau ab«, murmelt die Wirtin und zeigt ein Video von ihrem 12-Zylinder-Jeep. Als Hintergrundmusik hat sie den »Walkürenritt« ausgewählt, von »Bella Ciao«

will sie nichts wissen. Garibaldi und Konsorten seien Nichtskönner, die Neuen Rechten allesamt Schlappschwänze und Straßenschilder allein dafür da, um Löcher hineinzuschießen. Zum Abschied zieht sie mich noch kurz hinter den Tresen und zeigt mir einen Lederergürtel mit Hakenkreuz. »*Il permesso per l'inferno*« – »Mein Passierschein zur Hölle«, murmelt sie.

Ich zahle die Rechnung und suche das Weite. In den engen Gassen zischen die Motorroller vorbei, das Licht ihrer Scheinwerfer spiegelt sich in den Schaufenstern. Hunderte Geigen hängen da an der Wand und warten. Seltsam die Vorstellung, dass die Hände von heute noch immer dasselbe tun, was sie schon vor vierhundert Jahren taten – bauen und spielen. »Ich habe hier in Rom«, schreibt Goethe, »keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, dass sie für neu gelten können.«

Also los: das Alte neu denken. Wo, wenn nicht hier, könnte das gelingen? In dieser Stadt. In diesem Zimmer. Das Kissen ist weich, eine Decke braucht man nicht. Ich schaue ins Dunkel, vertage die Frage. Und messe lieber noch mal den Blutdruck. 130 zu 85. Kein Grund zur Sorge.

Die Italiener sagen als Erstes »Ich«, wenn sie etwas aufzählen. *Io e il mio amico. Io e la mia patria*. Das lässt sich als eine Metapher für die Gemütsverfassung des Landes verstehen: Ich komme zuerst, dann die anderen und irgendwann auch das große Ganze. Man gibt nichts auf

Rom, auf seine überbezahlten Politiker und seine korrupte Bürokratie. Zu viele Familienbetriebe sind schon pleitegegangen, weil die öffentliche Hand nicht zahlte. Man liebt das Land, aber hasst den Staat, so lautet die Faustformel in Italien.

Und Deutschland dagegen? Atmet durch zwei unterschiedliche Masken. Herzrhythmusstörungen auch hier. Ost und West sind nach wie vor wegweisende Kategorien, die Steuer schreibt die Geschichte. Vor der Nation zucken die Verwalter zusammen, reden lieber von Menschen als von Bürgern und halten bei Auschwitz den Atem nicht mehr an. Strategien machen die Ordnung, Beratung ersetzt das Gespräch, behauptete Eigenheit übertrumpft kritische Empfindung. War Deutschland am besten nicht immer das: Eine Pflanzschule für Bewusstsein und Fühlvertrauen, Kant *und* Novalis. Heute ist es ein Land, dem die ganze Welt begegnet. Dem so viel passiert, das aber nichts davon hält. Es fehlt die Verarbeitung, das Einmachen der Erfahrung. »Für schlechte Zeiten«, hat meine Oma immer gesagt, aber wir können uns gar nicht mehr vorstellen, dass sich je wieder etwas grundlegend ändert.

Technisch gewendet: die Deutsche Botschaft. Sie liegt – da Adenauer in den 1950er Jahren das Angebot einer repräsentativen Residenz an der Piazza Navona als Zeichen der schuldbewussten Demut abgelehnt hatte – in der Nähe des Bahnhofs Termini, schräg gegenüber von einem italienischen Verwaltungsgebäude, dessen Fassade noch faschistische Stahlhelme zieren. Innen herrscht Amtsatmosphäre: Topfpflanzen, gläserne

Trennwände mit Bullaugen, ein Versammlungsraum wie in der Chefetage einer Sparkassenfiliale. Hier, so erklärt die Kulturreferentin, trifft sich jeden Montag in der großen Morgenrunde die Botschafterin mit ihren Stellvertretern und den verschiedenen Leitern der Referate sowie Vertretern von Zoll und Bundespolizei, sogar zwei Militärs in Uniform gehören dazu. »Gewissermaßen eine Miniatur-Bundesregierung«, sagt sie schmunzelnd und streicht sich mit der linken Hand vorsichtig über ihr frisch gewaschenes Haar. Vor zehn Jahren hat sie ihren Bruder auf einer Rundreise in Bhutan bei einem Autounfall verloren. Seitdem hofft sie alle drei Jahre auf eine Versetzung nach Indien, um seinem aufgestiegenen Geist näher zu sein. Aber bisher hat man ihr den Wunsch nicht erfüllt, sie wurde immer dringend an anderer Stelle gebraucht. Sie hat gedient, dem Land, den verschiedenen Botschaftern und vielleicht am meisten dem eigenen Pflichtgefühl. Jetzt, endlich, darf sie nach Delhi, noch zwei Wochen Rom, dann kann sie anfangen, nach ihrem verstorbenen Bruder zu suchen. An jener Straßenkreuzung, wo inzwischen eine Ampel steht.

Draußen, zurück auf dem Trottoir, wackeln die Betonpfeiler, quillt der Müll aus den rostigen Tonnen. Katzenjunge verenden in der Mittagshitze, atmen schwer mit heraushängender Zunge. Aus den Kästen der Klimaanlage tropft das Kondenswasser auf die Balkone, aber unten auf dem heißen Betonboden kommt nichts davon an, und so hören die Katzen nur das verlockende Geräusch der Tropfen über ihnen.

Ein paar Ecken weiter, am südlichen Ende der Piazza della Repubblica, in deren Mitte ein griechischer Meer-gott den von Abgasen verätzten Arm um einen Fisch legt, steht die Basilika Santa Maria degli Angeli e dei Martiri, die auf den Ruinen der Diokletiansthermen gebaut wurde. Die tragenden Säulen aus ägyptischem Granit stammen aus antiker Badezeit. Hier und da scheint noch der Abdruck einer Hand, die auf dem Weg zum Kühlbecken beseelt am schönen Säulenmassiv entlangstriefte, auf dem Stein zu schimmern, an anderer Stelle entdeckte ich eine kleine Delle, wo vielleicht einmal der Kopf einer jungen Sklavin aus tiefer Verzweiflung über ein ihr angetanes Unrecht gegen die Säule schlug. Keine Kirche, eher eine Abflughalle ist das hier. Hoch in der Luft flattern zwei graue Tauben von einer Fassadenseite zur anderen – fünfzehn lange Sekunden brauchen sie für den Weg. Michelangelo, dessen letzte architektonische Arbeit die Sanierung der Basilika war, hielt sich bei seinem Plan an das alte Zauberwort des *non finito*, des Nichtvollendens. Weder eine Umarbeitung noch eine Rekonstruktion war sein Ziel, sondern ein Amalgam der Substanzen. So stehen heute Antike, Katholizismus, Nationalstaat und Naturwissenschaft auf engstem Raum beieinander wie in einem überfüllten Fahrstuhl. Während die eine konzentriert zu Boden starrt und ihre Formeln wiederholt, segnet der andere überlegen die weißhaarige Schöne mit den traurigen Augen, und daneben steht im Anzug der Liftboy und drückt verzweifelt auf die Knöpfe nach oben. Aber nichts mehr zu machen, der Fahrstuhl steht still.

Mitten durch die leere Halle verläuft ein fünfundvierzig Meter langer Meridian aus Bronze, auf dem die mittäglichen Sonnenstrahlen, die durch ein Loch in der Südwand in die Basilika dringen, die Jahreszeit anzeigen. Wie ein Riss geht er durch den sakralen Raum. Stellt ihn in Frage. Eigentlich erstaunlich, dass sich darüber niemand beschwert.

Am Abend dann: Geburtstagsparty eines stadtbekanntesten Messerwerfers. Inmitten eines alten Vespa-Friedhofs ist ein Kunstrasenfeld ausgerollt. An den Rändern liegen rote Äpfel mit eingesteckten Kerzen. Jeder Gast muss zur Begrüßung eine Frucht auf seinen Kopf legen und sich mit geschlossenen Augen vor das Geburtstagskind stellen. Ich kenne die Nummer schon, habe sie vor ein paar Tagen auf einer Piazza in Trastevere selbst erlebt. Jeder, der seinem präzisen Messerwurf traue und sich als Ziel zur Verfügung stelle, werde mit einem 100-Euro-Schein belohnt, brüllte der pausbäckige Straßenkünstler in die aufgeregte Menge. Ich zögerte kurz, schloss die Augen und dachte an meine innere Pflicht zur Entscheidung. Dann trat ich mit zitternden Knien vor und ließ mir die Augen verbinden. Das Publikum wurde ganz still, zehn Sekunden lang dauerte die Vorrede, und mein Hemd war schweißnass, dann nahm mir der Messerwerfer den Apfel vom Kopf und reichte mir unter allgemeinem Gelächter ein Paket Zahnstocher. Ich hätte zu sehr gezittert, flüsterte er mir ins Ohr. Zum Trost lud er mich zu seinem Geburtstag ein.

Die Begrüßungsworte übernimmt sein muskulöser

Ehemann: Siebzigtausend Sternschnuppen im letzten Jahr, das stimme doch hoffnungsvoll. Dazu kämen die vielen neuen Palmenschutzmittel und Fenstergriffmodelle – insgesamt also ein erfolgreiches Geschäftsjahr, das da hinter ihm läge, und nun auch noch vier neue Handynetze in Kenia. Er wünsche seinem Liebsten einen noch schärferen Verstand und stimme hiermit ein Loblied auf Tiefseebestattungen an. Die Besucher stellen ihre Plastikgläser beiseite, um zu klatschen. Dann wird *Mackie Messer* eingespielt und das Buffet eröffnet. Leuchtende Gesichter im Fackelschein, eine Gruppe junger Clowns jodelt im Hintergrund, und schnell sind die Dixie-Klos vollkommen verstopft. Die Besucher sprechen über die allgemeine Stimmungslage im Schau-stellerwesen, von verheerenden Hygienevorschriften für Kamele und Elefanten. Ich trinke eine halbe Flasche Campari und höre zwei alten Zirkusdirektoren beim Klagen zu. Dramatischer Rückgang der Zuschauerzahlen, eine Zukunft als Kleinattraktion bei Kindergeburtstagen: das seien heute ihre Aussichten. Niemand übernehme politisch Verantwortung für den Zirkus, er falle durch alle Roste, sei weder BIO noch UNESCO, stehe ganz nackt, ohne Lobby da.

»Manchmal habe ich das Gefühl, die Leute hätten den Krieg vergessen«, sagt eine greise Dompteurin und kneift dabei die Augen zu. »Das Schlimme an den Bauchgefühlen ist ja, dass man nicht gegen sie argumentieren, sie aber auch nicht nicht ernstnehmen kann«, antwortet ein zigarrenrauchender Seiltänzer. »Aber die Sprache«, ruft jemand aus dem Hintergrund, »aber die

Sprache darf doch nicht verrohen.« Darauf dann der Clown: »Die Sprache ist unser Gemüse – wir können sie nur noch gekocht vertragen.«

Ein junges Mädchen steht allein zwischen den halbseidenen Veteranen und klammert sich an ihr Telefon. Fünfzehn, sechzehn wird sie sein, nicht älter. Ich versuche ein Gespräch mit ihr, mache ein paar selbstironische Bemerkungen über das Durchschnittsalter der Gäste und erzähle ihr von meiner Mutprobe mit dem Messerwerfer. Während ich auf sie einrede, stelle ich mir vor, wie wir beide lispelnd an einem Vorlesewettbewerb teilnehmen und unser Deutschlehrer uns in der ersten Reihe mit den Lippen die richtige Aussprache vormacht.

Sie lässt sich nicht auf mich ein, fragt nur kühl, ob ich schon Kinder hätte. Bereits in ihrem zweiten Satz fällt das Wort »Ehemann« und gleich darauf »russischer Botschafter«. Wie eine Warnung stößt sie die Worte hervor, nicht glücklich, ganz im Gegenteil, eher wie eine Gefangene, die sich nichts anmerken lassen darf, sonst kriegt sie wieder für Monate kein Tageslicht zu sehen, muss zurück ins düstere Loch mit der quietschenden Seilwinde. *Noli me tangere*, scheint jeder ihrer Sätze zu sagen, während sie angestrengt an mir vorbeischaut. Ihren Mann habe ich vorhin aus dem Augenwinkel schon gesehen, ein dicker Jelzin-Wiedergänger mit WM-Anstecker am Revers. Jetzt flüstert er hinten bei den Pinien mit seinem Leibwächter. Später, als ich gehe, beobachte ich, wie er sie am Arm nimmt und hinaus zum Wagen zieht wie ein störrisches Kind. Mir ist, als ob sie noch

einmal kurz zurückblickt, bevor sie in den Wagen steigt, mich mit den Augen sucht. Vielleicht wollte sie mir doch ein Zeichen geben. Aber vielleicht ist sie auch nur auf ihren Absätzen umgeknickt.

Zur Verabredung mit dem Direktor der Hertziana komme ich zu spät. Hatte vergessen, ein sauberes Hemd anzuziehen. Immerhin besuche ich die berühmteste Kunstbibliothek der Welt. Dort herrschen unwirkliche Verhältnisse: Wo einen sonst in Bücherhäusern oft die Leere anfällt, konkurrieren hier Studenten und Professorinnen um die Leseplätze. Am Eingang stehen sie Schlange und versuchen, dem mürrischen Herrn hinter dem Empfangstisch zu erklären, warum sie und nur sie unbedingt für ein paar Tage einen Sitzplatz brauchen.

Der Direktor empfängt mich in einem großen Zimmer mit Kamin und weißen Vorhängen. Sein Dackel leckt mir den Schweiß von den Beinen, während sein Herr in beigen Hosen und gestreiftem Hemd das post-digitale Zeitalter ausruft. Die Stunde sei gekommen, in der das Internet wie Elektrizität behandelt werden könne: als lebensbestimmende Erleichterung, die aber nun in den Köpfen wieder Platz schaffe für das Wesentliche. Und das sind in seinen hoffnungsfroh strahlenden Augen die Bücher. Seit seinem Amtsantritt vor zwei Jahren sucht er weltweit nach historischen Romführern, kauft an, baut die Sammlung aus. Beim Rundgang durch die verschiedenen Säle stellt er mir seine junge Restauratorin vor. Im weißen Kittel steht sie am Tisch, mit Pinzetten fasst sie die Seiten an und

diagnostiziert den Zustand des Papiers. Nur Pergament hält den Jahrhunderten stand, erklärt sie, wenn nicht Würmer oder eine eisenhaltige Tinte es zerfressen. »Die Bücher sind meine Patienten«, sagt sie, »jedes von ihnen hat eine andere Behandlung nötig.« Als der Direktor ein Exemplar des Reiseführers, den Goethe benutzt hat, aus dem Regal nehmen will, reicht sie ihm streng den Karton mit den Gummihandschuhen. Verärgert schiebt er ihn zur Seite und zieht mich in den nächsten Raum.

Später stehen wir oben auf der Terrasse, blicken über die Stadt. In einem Loft gegenüber lebt ein alter, einflussreicher Fernsehmoderator, der Berlusconi in seiner Talkshow groß gemacht hat. Die Blumen auf seinem Balkon sind gewässert, aber die Terrassentüren bleiben Tag und Nacht geschlossen, werden von kreisenden Kameraaugen bewacht. Eigentlich müsse sich jede Generation Rom von neuem erobern, sagt der Direktor, aber im Moment verlören immer mehr junge Forscherinnen und Forscher das Interesse an der Stadt. Glaubten einfach nicht mehr daran, dass es hier noch Geheimnisse zu entdecken gebe. Rom stehe für das alte Europa, für Nachahmungseifer, Verehrungslust, Geschichtsphilosophie. Für Melancholie und Demut auch. Das passe nicht zu den neuen Forschungsprogrammen. Die Geschlechterfrage lasse sich mit einer Arbeit zu Rom nicht beantworten, nach antikolonialistischen Gewährsmännern suche man unter den Nazarenern vergebens. Die meisten, die heute in der Stadt forschten, würden mit dem Rücken zu Rom arbeiten,

sagt der Direktor und schiebt sich das Hündchen vom Fuß. Er muss los, ein Essen mit der neuen Bürgermeisterin. Beim Abschied reicht er mir die Hand wie zum Pakt und ruft, als müsse er mich warnen: »Schlimmer als der heftigste Brinkmann'sche Rom-Ekel ist das gelassene Desinteresse, das sorglose Unberührtsein gegenüber der Stadt.«

Eine Weile folge ich ihm noch unbemerkt, beobachte, wie er die Straße entlangläuft, den Zeigefinger der rechten Hand ausgestreckt, angewidert von den hässlich gekleideten, bedeutungslos schwitzenden Menschen um ihn herum. Eigentlich will er ihnen mit erhobenem Finger die Leviten lesen, sie ausschimpfen, des Platzes verweisen, den sie nicht ehren. Aber er weiß ja, er lebt in anderen Zeiten, unterhält sich zu viel mit gestrigen Geistern. Deshalb geht er schweigend weiter, lässt seinen Zeigefinger zu Boden gestreckt. Zur Hölle sollen sie fahren mit ihren Discountermienen und ihrem besinnungslosen Blick.

An der Piazza San Silvestro biege ich ab und laufe zurück zur Spanischen Treppe. Der Puls rast wieder. 110 Schläge pro Minute. In einer Bar frage ich nach Eiswürfeln, lasse sie in der linken Brusttasche schmelzen. Auf der Gedenktafel für John Keats ist bei der Altersangabe die Fünf hinter der Zwei auf geheimnisvolle Weise verblasst. So als hätte ein Gesandter des jungen Dichters dafür gesorgt, dass den Passanten sein genaues Alter verborgen bliebe. Denn die exakte Zahl zerstört ja die Illusion, macht den Mythos klein. Nichts als ein Frühvollendeter will Keats sein. Und ewig bleiben.

Auf dem Corso schenkt kurz vor Einbruch der Dunkelheit ein müder Sonnenbrillenverkäufer dem Bettler hinter ihm ein Mängelexemplar. Die rote Halterung wackelt ein wenig, aber der gefälschte Markenname stimmt. Den ganzen Tag hat der Bettler, ohne zu klagen, auf den Kirchenstufen gesessen, hat gewartet und gedöst, sich hin und wieder Fußballergebnisse durchsagen lassen oder in einem zerfledderten Krimi gelesen. Aber jetzt, am Schluss, ist er für sein Warten belohnt worden. Der Bettler bedankt sich freundlich. Und stellt sich vor, dass diese Brille genauso gut ein spanischer Versicherungsmakler hätte tragen können, der abends mit seiner Frau im Arm an der Hotelrezeption Massagegutscheine einlöst.

Seit Tagen ein Lied im Kopf, von Mahler: »Ich bin gestorben dem Weltgetümmel / und ruh in einem stillen Gebiet / Ich leb allein in meinem Himmel / in meinem Lieben, in meinem Lied«. Wie kann es sein, dass hier alles von Trauer durchdrungen ist, von Verzweiflung, Abschied und Ewigkeit handelt, und es doch schön ist, sich ruhig anfühlt, hoffnungsvoll und stärkend. Als gäbe es einen Ort ohne schlagende Türen, nur mit offenen Fenstern. Wo sich das Licht ausruhen kann, nicht einfallen oder etwas durchbrechen muss, sondern schlicht da ist und bleibt. Wäre das nicht eigentlich Kirche? Ein Ort jenseits aller Datenüberwachung. Schutzraum für unsere aufgeriebenen Gemüter. Ihre Türen hat sie in Rom zum ersten Mal aufgestoßen. Und heute noch immer geöffnet.

Auf einer Betbank von San Luigi dei Francesi sitzt eine junge Französin. Sie ist mit ihrem Verlobten und einem befreundeten Paar hier. Den Tag über haben sie Fotos gemacht und halbe Regenbogen am Himmel gesehen. Jetzt, gegen Abend, gehen sie noch kurz in die Messe. Ich stehe hinten, beobachtete sie heimlich. Die junge Französin ist ins Gebet vertieft. Die Sonnenbrille hat sie halb auf den Dutt geschoben, den Stadtführer neben sich auf die Bank gelegt. Ihr Verlobter sitzt daneben. Mit Jeans und in großer Verehrung. Und doch wird er ihr nicht helfen können, wenn sie am Grab ihrer Mutter steht, zerrissen von Trauer. Umringt von Freunden, die mitfühlend weinen, inmitten eines großen Blumenmeers, »Staub zu Staub«, der schlimmste Tag ihres Lebens. Aber sie bleibt ganz ruhig. Fast gelassen. Lange schon hat sie sich vorbereitet auf diesen Moment, gegen alle Abschiedsangst gewappnet mit der Überzeugung auf ein baldiges Wiedersehen: »Und es wird sich so anfühlen, als hätten wir uns eben erst getrennt«, hat die Mutter gesagt, als sie ihr das letzte Mal den Schal um den Hals legte. Er wird neben ihr stehen und nach ihrer Hand greifen. Aber sie wird es nicht fühlen, sondern daran zurückzudenken, wie sie sich damals in Rom zu viert nach der Messe im Beichtstuhl versteckten.

Als alle gegangen sind, zieht sie die drei in die Ecke, unter das Bild von Caravaggio, auf dem Jesus auf Matthäus zeigt. Ihr ruhiges Gesicht beginnt auf einmal leicht zu zittern, der Körper gerät in Wallung. Sie will, dass ihr Freund ihr über den nackten Rücken streift, also steigt sie aus dem Kleid und greift nach seiner

Hand. Er aber fasst ihr gleich in den Nacken, zieht sie vor sich und denkt in den falschen Bildern. Die beiden anderen stehen dabei und wissen nicht recht. Seit Kindertagen sind die vier befreundet, waren zusammen in der Schule, beim Segelfliegen und im Lesesaal. Sie kennen sich gut. Sehr gut. Aber das hier wäre ja so etwas wie Blutsbrüderschaft. Eine gemeinsame Feuertaufe. Ein Sündensakrament. Er flüstert ihr ins Ohr, sie spürt seine Erregung. Schließlich schleichen sie doch zu den beiden Verlobten, beißen sich auf die Lippen, lassen ihre Körper zueinanderkommen. So richtig will das gemeinsame Lieben nicht glücken. Immer ist gerade der da, den man nicht will, schaut die zu, vor der man sich schämt. Draußen läuten die Glocken. Sie versuchen alles zu vergessen und ihren eigenen Himmel zu finden, ihr eigenes Lied. Aber nur die junge Französin ist wirklich bereit, sich ganz hinzugeben. Die anderen beschwert ihr Gewissen, mechanisch verschwenden sie den Augenblick. Für die eine hätte es Zeit werden können, aber die anderen verheddern sich in der Gegenwart.

Als die vier aus der Kirche schleichen, entdecken sie ein Zeichen an der Wand: Gleich links vom Eingang, ein Grabmal, das Chateaubriand hier für seine frühverstorbene Geliebte Paulina errichten ließ: *quia non sunt* – weil sie nicht mehr sind – steht über dem in Stein gemeißelten Sterbebett, auf dem sich die schwerkranke Geliebte in qualvollen Schmerzen windet. Aber im Halbdunkel will den vieren ihr Todeskampf wie die letzte Zuckung einer erfüllten Lust erscheinen. Darunter lesen sie die romantische Legende: »Nachdem sie ihre ganze Fami-

lie, ihren Vater und ihre Mutter, ihre zwei Brüder und ihre Schwester, verloren hatte, ist Pauline nach langer Krankheit auf fremdem Boden verstorben.« Chateaubriand – auf sein Grab hatte Sartre gepinkelt, um vor Simone de Beauvoir anzugeben und seine Verachtung für die Autorität des Dichters auszudrücken. In Rom hätte er den Hosenschlitz gar nicht mehr zugekriegt.

Rom und der Tod, ist das nicht das eigentliche Liebespaar? Südlich, in der Sonne sterben, nicht kalt und verzweifelt wie im Norden. In Rom scheidet man großzügiger, hier bleibt auch danach irgendwie alles beisammen. Eine Stadt, in der die Vorstellung, ums Leben zu kommen, nichts Bedrohliches hat. Wo immer eine Kirche in der Nähe ist, an deren Schwelle man den Kopf noch einmal zur Sonne wenden kann.

Rom, das ist Aufzählung. Imitation. Verschwendung. Das heißt, immer wieder »wir« sagen und das Ganze meinen. Die vielen Wege gehen, die hier schon so viele gegangen sind, die vielen Bilder sehen, die hier schon so viele gesehen haben – es gibt keine Chance, in Rom der Erste zu sein. Dafür darf sich hier jeder wie ein Letzter fühlen.

Rom, die Stadt der tapferen Sehnsucht. In allen Spiegeln spiegelt sie sich: zum Beispiel auf einem Madonna-Bild aus einer namenlosen Künstlerschule. Wenn natürliches Tageslicht auf das dunkle Gemälde fällt – für Epigonen gibt es keine Beleuchtung –, dann verschmilzt der gemalte Lichtstrahl auf dem Bild mit dem natürlichen aus dem Fenster, und es ist, als ob sich diese ge-

lassen traurige Maria für einen Moment hin zum Licht bewegt, um ihre Einsamkeit ein wenig heller werden zu lassen.

Als ich auf dem Heimweg die Porta del Popolo passiere, über mir die Möwen, die Fassade des Tores in mattem Abendrot, der Lärm der Straße vermischt mit dem Geheul einer E-Gitarre, denke ich angestrengt an Goethe, wie er vor über zweihundert Jahren hierdurch seine Hauptstadt der Welt betrat. Und gerade als ich einhalten will, um demgegenüber eine angemessene Haltung anzunehmen, klingelt das Telefon, und ich rede mit einer Bekannten über die Besetzung von zwei offenen Stellen in der Verwaltung. Gewichtig sprechend setze ich mich neben die Löwen am Obelisken, schaue nicht zu ihnen auf, lese nicht die Inschrift vom glänzenden Sieg, sondern quatsche mit Kassel und zupfe am Hosenbein. Augenblicke können beleidigt werden, als wären sie eine alte Geliebte, die man im Restaurant zu lange warten lässt. Eine Viertelstunde hält sie es aus, dann steht sie stolz auf und geht. So ist es auch hier: Als ich das Handy endlich vom Ohr nehme und mich wieder der Stadt zuwenden will, ist sie düster und kühl geworden. Der Musiker hat seine Gitarre eingepackt, die Laterne ist erloschen, und selbst die Straßenhändler schauen verächtlich an mir vorbei. Zur falschen Zeit am falschen Ort das falsche Wort gesagt: »Rentenansprüche« hieß es, glaube ich.